



Ullstein Taschenbuch

Rebekka Pax

Septemberblut

Roman

Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Januar 2011

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2011

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München

Titelabbildung: HildenDesign unter Verwendung von Motiven von

© Konrad Bak (Mann) und sheff (Stadt)/shutterstock

Satz: LVD GmbH

Gesetzt aus der Caslon

Papier: Pamo Super von Arctic Paper Mochenwangen GmbH

Druck und Bindearbeiten: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-548-28248-0

KAPITEL 1

Ich kam zu spät.

Wie lange hatte ich nach Frederik Connan gesucht. Jetzt lag er verrenkt auf dem Gehweg vor seinem Wohnhaus, und sein Blut verzierte den Beton.

Es war September in Los Angeles. Der mit Abstand heißeste und smogreichste Monat des Jahres. Die Sonne war vor beinahe einer Stunde untergegangen, und der Asphalt brannte noch in Erinnerung an sie.

Das heiße Blut verbreitete seinen schweren Geruch nach Eiweiß und Eisen, während es in der warmen Nacht zu hässlichem Braun vertrocknete.

Ich ließ mich von den Schaulustigen gegen das Absperrband drücken, das die Cops um den Tatort gezogen hatten, und sah mich um.

Eine alte Frau jammerte in ihr Taschentuch.

Einige Jugendliche standen nicht weit entfernt und machten dumme Witze.

»So eine Scheiße«, fluchte ich vor mich hin, während ich daran dachte, wie viel komplizierter der Fall jetzt wurde. Alles sah nach Selbstmord aus, doch ich wusste es besser. Ich war Frederik bereits begegnet, und er war nicht der Typ dafür.

Er musste keinen anderen Ausweg gesehen haben als den Sprung aus dem Fenster. Freitod statt Folter, die Entscheidung war ihm nicht zu verdenken. Vielleicht hatten ihn

seine Verfolger auch gestoßen, dafür sprach die dramatische Körperhaltung, in der er den Beton umarmte.

Das Messer, das ich im Auftrag meines Meisters von Frederik hätte stehlen sollen, war nun meilenweit entfernt. Während die Cops da waren, konnte ich die Wohnung unmöglich durchsuchen. Frederiks Mörder hatten das ohnehin schon getan. Mit Sicherheit.

Ich starrte die Fassade hinauf zu dem offenen Fenster im vierten Stock. Eine Gardine blähte sich kaum merklich im Wind. Ein Sprung aus der Höhe war ein sicheres Todesurteil, und Frederik hatte es gewusst.

Ein flaues Gefühl kroch durch meinen Unterleib und gemahnte mich daran, dass mein Meister über die Entwicklung, die der Fall genommen hatte, alles andere als glücklich sein würde.

Ich kehrte dem Tatort den Rücken, nahm im Gehen mein Handy aus der Tasche, zögerte einen Herzschlag lang, dann drückte ich die eingespeicherte Nummer.

Ich wartete in einer dunklen Gasse in meinem Revier in Hollywood, weit weg von den berühmten Boulevards und Touristenmeilen. Es war dunkel hier und still. Minuten streckten sich zu kleinen Ewigkeiten. Ich wurde immer nervöser. Unruhig wie ein gefangenes Tier maß ich die Breite der Gasse mit wenigen Schritten. Zupfte das Haargummi heraus, fuhr mir durch die widerspenstigen, braunen Locken und band sie gleich darauf wieder zu einem kurzen Zopf. Dann vernahm ich das leise Brummen einer wohlbekanntes Limousine und verhielt in der Bewegung. Die Schultern gestrafft, aufrecht wie ein Gardesoldat, erwartete ich meinen Meister.

Scheinwerfer schnitten Kegel in die Dunkelheit und ließen mich geblendet blinzeln. Der Wagen hielt neben mir,

und der Fahrer stieg aus. Als er die Hintertür öffnete, sank ich davor in die Knie. Ich sah Curtis nicht an, doch ich fühlte seinen Blick schwer auf mir ruhen.

Sobald der Meistervampir ausstieg, langte ich nach seiner Rechten, um ihn mit einem Kuss auf den Puls zu begrüßen. Ich ehrte das Blut in seinen Adern, das Blut, aus dem ich stammte, doch heute überwog Furcht über die Liebe, die ich für meinen Schöpfer empfand. Und Curtis konnte meine Angst riechen, ich stank förmlich danach.

»Was ist, Julius?« Seine Stimme war neutral, freundlich.

»Ich habe versagt. Frederik ist tot, ich konnte das Messer nicht finden. Gordons Männer waren vor mir dort.«

»Das ist nicht gut.«

Ich hob den Blick und sah Curtis zum ersten Mal direkt an. Er war schlank, für die heutige Zeit fast klein. Sein graues Haar und das hagere Gesicht verrieten, dass er sein sterbliches Leben erst mit über fünfzig Jahren beendet hatte. Er trug wie so oft einen Anzug und sah damit eher wie ein Geschäftsmann aus als wie der mächtige Unsterbliche, der er war. Einzig seine Augen entlarvten ihn. Seine Emotionen hatten sie blassblau werden lassen, und ich duckte mich unter der Gewalt seines Blickes.

»Steh auf, Julius.«

Ich erhob mich steifbeinig, als hätte ich schon viel länger gekniet.

»Noch hat Gordon das Messer nicht. Da Frederik tot ist, hat die Waffe ihren Träger verloren. Ich kann fühlen, dass die Klinge herrenlos ist. Du musst sie finden, bevor sie unseren Feinden in die Hände fällt. Wenn Gordon das Messer bekommt, kann er jedem Clan in LA und jedem Meistervampir des Rates gefährlich werden!«

»Ja, ich weiß.«

»Julius, wir beide, du und ich, haben gesehen, was Gor-

dons Irrsinn anrichten kann. Die anderen Clanherren verstehen den Ernst der Lage nicht. In ihren Augen hat er noch nichts Gefährliches getan, doch er schafft nicht grundlos all die neuen Vampire. Er baut eine Armee auf, wie damals in Paris. Das Messer darf nicht in seine Hände fallen!«

Ich nickte, starrte auf meine Schuhe und verfluchte es, dass Curtis ausgerechnet mich gewählt hatte, um diesen Auftrag zu erfüllen. Es gab genug andere im Clan der Leonhardt. Andererseits wünschte ich mir nichts sehnlicher, als ihm dieses verdammte Messer zu besorgen, damit er stolz auf mich war und ich mich seines Vertrauens würdig erweisen konnte.

»Ich werde es finden«, sagte ich daher schnell.

»Steig zu mir in den Wagen.«

Sobald wir beide saßen, schloss der Fahrer die Tür und blieb draußen stehen. Weshalb wollte Curtis mit mir ungestört sein? Kam sie jetzt schon, die Strafe für meine Unfähigkeit?

»Julius, ich möchte, dass du herausfindest, wem Frederik das Messer gegeben hat. Immerhin war er Vampirjäger, er wusste, dass wir ihn beobachteten.«

»Du meinst, er hat Vorkehrungen getroffen?«

»Mit Sicherheit hat er das. Finde den Erben des Messers, und, Julius ...«

Etwas in seiner Stimme verriet mir, dass nun der unangenehme Teil kam. Nach zweihundert gemeinsamen Jahren konnte er kaum noch etwas vor mir verbergen. »Was, Meister?«

»Sobald du den Träger gefunden hast, machst du ihn zu deinem Diener. Vielleicht gelingt es uns auf diese Weise, die Waffe zu kontrollieren.«

Erschrocken zuckte mein Blick zu dem wartenden Fahrer. Robert war Curtis Diener, er folgte ihm auf Schritt und

Tritt. Der Gedanke an einen menschlichen Schatten widerte mich an.

»Alles, nur das nicht!«

Curtis' Gesicht wurde mit einem Schlag leer. »Ich will es so, Julius. Muss ich deutlicher werden?« Seine Energie fasste wie eine eisige Hand an mein Herz, und mein Körper erstarrte alarmiert. Mein Schöpfer hatte die Macht, mich zu zerstören, einfach so. Eilig beugte ich mein Haupt in Demut.

»Ich finde den Träger des Messers, versprochen.«

Die Drohung verschwand, als hätte sie nie existiert, und der Meistervampir legte mir die Hand auf die Schulter. »Ich respektiere deinen Wunsch nach Einsamkeit, Julius. Wenn das Messer erst einmal in unserem Besitz ist, findet sich ein Weg, den Diener loszuwerden.«

Er dachte an Mord, und ich tat es auch.

KAPITEL 2

Amber saß auf der Rückbank und starrte an den Polizisten vorbei durch die Frontscheibe. Der Wagen bahnte sich seinen Weg durch die Straßen von LA.

Es war weit nach Mitternacht, fast schon wieder Morgen. Der Himmel lag in orangenem Grau und diente den übergroßen Reklametafeln des Sunset Boulevards als fade Kulisse.

Amber hatte keinen Blick dafür. Ihre Augen folgten einer Gruppe junger Männer, die gerade die *Bar Marmont* verließen und fröhlich die Straße hinuntertanzten. Frederik war im gleichen Alter gewesen, doch ihr Bruder würde nie wie-

der fröhlich sein, nie wieder lachen – er würde überhaupt nichts mehr, denn Frederik war tot.

Der Gedanke war sperrig und wollte einfach nicht in ihren Verstand passen. Tot! Der einzige, große Bruder. Der Beschützer aus Kindertagen hatte sich mit einem einzigen Sprung zugleich aus seinem und ihrem Leben katapultiert.

Frederik war immer für sie da gewesen, bis er vor wenigen Jahren angefangen hatte, sich zu verändern. Der Gedanke an glückliche Tage ließ Ambers Augen brennen. Häuser und Menschen verschwammen wie auf einem nassen Aquarell, doch Amber gelang es, die Tränen noch einmal hinunterzukämpfen. Sie hatte sich geschworen, stark zu sein, vor allem vor den Polizisten.

Als die beiden Männer vor wenigen Stunden an ihrer Haustür geklingelt und Amber und ihrer Mutter mitgeteilt hatten, dass Frederik vermutlich tot war, hatte etwas in ihr ausgesetzt.

Ihre Gefühle waren seitdem wie abgeschaltet, es kam ihr vor, als beobachte sie sich selber von einer hohen Warte aus. Alles war dumpf, wie in Watte gepackt und irgendwie fern. Diese seltsame Barriere hatte ihr geholfen, alles mit schmerzhafter Ruhe durchzustehen und nicht zusammenzubrechen wie ihre Mutter.

Deshalb war Amber an deren Stelle mit den Polizisten in die Gerichtsmedizin gefahren, um Frederik zu identifizieren.

Ein Arzt hatte sie bereits ungeduldig erwartet, ein fetter Mann Anfang fünfzig, kalt und glubschäugig wie ein Fisch. Er bot Amber einen Kaffee an und schaute dabei nicht einmal auf. Aber sie nahm es ihm nicht übel. Wahrscheinlich hatte jeder, der in der Gerichtsmedizin arbeitete, mehr Trauer gesehen, als für ein Menschenleben gut war.

Amber war dem Arzt in den Raum mit den Schubladen

gefolgt, der am Ende eines langen grauen Flures lag, in dessen Linoleumboden die Räder der Bahren Furchen gekerbt hatten. Mit jedem weiteren Schritt wurde der Geruch nach Chemie und etwas, das ihre Urinstinkte das Fürchten lehrte, intensiver. Es stank nach Tod. Muffig und pelzig schmiegte sich der Geruch in ihre Kehle und war seitdem geblieben.

Frederik, oder das, was der Sturz von ihm übrig gelassen hatte, lag nicht in einem der Fächer, sondern auf einem Metalltisch. Das Tuch, mit dem man ihn zugedeckt hatte, wies an vielen Stellen Blutflecken auf.

Im kalten Licht der Deckenbeleuchtung besaß das Rot einen grellen, unwirklichen Ton.

Für einen Augenblick wollte sich Ambers Verstand an die Vorstellung klammern, dass alles nur ein schlechter Scherz war, bis der Arzt plötzlich das Laken wegzog.

Amber taumelte einen Schritt zurück und prallte mit dem Rücken gegen den kleineren der beiden Polizisten. Beim Blick in sein gleichgültiges Gesicht fing sie sich wieder.

Das, was da mit zerschmetterten Gliedern vor ihr lag, war tatsächlich ihr Bruder. Andererseits war er es auch wieder nicht. Frederiks Haut war unnatürlich blass, und im Dreitagebart und dem rotblonden Haar klebte Blut. Die braunen Augen starrten aufgerissen ins Leere.

Amber streckte ohne zu überlegen die Hand nach ihm aus und verharrte dann kurz über seinem Körper. Die Haut strahlte keinerlei Wärme aus. Kalt, er war kalt.

Plötzlich ekelte Amber sich und schämte sich zugleich, dass sie nicht wagte, das tote Fleisch ihres Bruders zu berühren.

»Miss Connan, können Sie uns den Namen des Verstorbenen nennen?«, fragte der fischäugige Mediziner.

»Ja.«

Die Worte blieben ihr im Hals stecken, als würde das

schreckliche Unglück erst dann Realität, wenn sie es aussprach.

»Das ist mein Bruder, Frederik Connan«, flüsterte sie.

Der Arzt nickte zufrieden und zerrte das Laken zurück an seinen Platz. »Vielen Dank, dass Sie sich herbemüht haben. Die beiden Herren werden Sie nach Hause bringen.«



Ich verneigte mich tief und versuchte die Nerven zu bewahren. Wir befanden uns im Gerichtssaal der Vampirclans von Los Angeles, der in einer gut gesicherten Villa in Malibu lag. Ich begleitete meinen Meister Curtis nicht oft zu Beratungen der sieben Clanherren, und noch seltener sprach ich vor ihnen.

Fürst Andrassy, der mächtigste und älteste Vampir von Los Angeles, hatte mich aufgefordert, von Frederiks Tod zu berichten.

Die Augen ehrfürchtig auf den schwarzen Marmorboden vor mir gesenkt, gab ich eine kurze Zusammenfassung von dem, was ich wusste. Frederik Connan, der in seinem bürgerlichen Leben als Computerdesigner gearbeitet und nachts Jagd auf unsereins gemacht hatte, war nicht mehr.

»Ich bin mir sicher, dass es kein Selbstmord war. Ich war am Tatort. Es roch nach Daniel Gordons Vampiren.«

»Ich glaube dir, Jäger«, sagte der Fürst ruhig.

Die schwarzen Augen des kleinen, breitschultrigen Ungarn musterten mich. Trotz seiner geringen Größe strahlte er so selbstverständlich Macht aus wie Eis die Kälte.

Er entließ mich mit einer raschen Geste und ich nahm wieder meinen Platz neben Curtis ein. Während die Clanherren diskutierten, wie mit der neuen Situation umzugehen sei, strich mir mein Meister mit dem Daumen über den Puls

meines Handgelenkes. Die ruhige Bewegung besänftigte mein aufgeregtes Herz und ich atmete erleichtert auf.

»Wenn Gordon das Messer vor uns findet, wird eine Auseinandersetzung viel riskanter«, sagte Liliana Mereley und sah mit brennenden Augen in die Runde. »Greifen wir ihn jetzt an!«

Ein anderer Clanherr meldete sich zu Wort. »Ich bin dafür. Gordon rüstet sich, das weiß jeder. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis er einen von uns attackiert. Ich will mein Revier nicht verlieren!«

»Nein!«, dröhnte Fürst Andrassys Bass. »Die Beweise reichen nicht aus, um das zu rechtfertigen. Wir haben Gesetze, und ich werde sie nicht für euch umschreiben!«

»Im letzten Monat gab es vier Morde an Sterblichen, die auf Gordons Vampire zurückzuführen sind, drei allein in meinem Revier«, klagte ein Meister aus North Hollywood. »Ich wollte Gordon informieren, aber er hat meinen Boten nicht einmal empfangen!«

»Genug, ich weiß das alles.« Fürst Andrassys Blick glitt von meinem Meister zu mir und wieder zurück.

»Curtis Leonhardt, du hattest schon in der alten Welt Streit mit Meister Gordon, und du bist der Hauptkläger in dieser Sache. Ich gebe deinem Jäger zehn Tage Zeit, um die Waffe zu finden. Wenn es nicht gelingt oder Gordon das Messer vor uns findet, berufe ich den Rat erneut ein.«

Ich schluckte. Zehn Tage, das war nichts. Andererseits war es eine kleine Ewigkeit, in der Gordon noch mehr Vampire und damit weitere Soldaten für seinen Krieg erschaffen konnte.

Ich wusste, warum Andrassy zögerte. Bislang hatte Gordon anderen Clanherren gegenüber keine Aggressionen gezeigt. Er schuf viele neue Vampire, aber das war kein Verbrechen. Die Jungen töteten Menschen, aber so etwas geschah hin und

wieder und war in diesem frühen Alter durch den Clanherrn zu bestrafen. Niemand wusste, ob Gordon dieser Pflicht nachkam. Die einzelnen Vampirgruppen in dieser Stadt funktionierten wie kleine, in sich geschlossene Universen, die um ihre eigene Sonne, den Clanherrn, kreisten. Kaum jemand wusste, was bei seinen Nachbarn geschah.

Ich hörte andere Meister gegen Andrassys Entscheidung protestieren und meine Fähigkeiten in Frage stellen, doch erst als der Fürst selbst die Stimme erhob, wurde ich wirklich aufmerksam.

»Wenn wir das Messer haben, wird Gordon es nicht mehr wagen, anzugreifen.« Er war aufgestanden und stützte die Hände auf den Tisch. »Ein Kampf bedeutet Tote, Hunderte. Ein Blutbad, wie es LA noch nicht gesehen hat. Wenn ich Gordon verurteile, trifft es seinen gesamten Clan. Wollt ihr das wirklich?«

Die Stille war absolut. Ein Schauer erfasste mich, und ich bleckte die Zähne in Erinnerung an ein Grauen, das ich niemals aus meinem Verstand würde tilgen können.

»Julius.« Die dunkle Stimme meines Meisters flüsterte mahnend durch meine Gedanken. Ich senkte gehorsam den Blick.

Seine Augen waren hell geworden. Auch er erinnerte sich an das Gemetzel in Frankreich, an das Blut Schuldiger und Unschuldiger, das für immer an unseren Händen klebte.

»So weit wird es nicht kommen«, sagte er telepathisch. »Du findest es, ich vertraue darauf.«



Der Polizeiwagen fuhr mittlerweile durch bekanntes Gebiet, und der Anblick vertrauter Häuser und Cafés gab Amber einen Teil ihrer Sicherheit zurück. Diesen Abschnitt des

Boulevards ging sie jeden Tag auf dem Weg zur Arbeit entlang. Es war immer noch der Sunset, doch im Stadtteil Silverlake hatte die berühmte Straße viel von ihrer Bedeutsamkeit eingebüßt.

Der Fahrer sah sich nach Amber um und bemühte ein Lächeln.

»Edgecliff Drive?«, fragte er und setzte gleichzeitig den Blinker. Nach etwas mehr als hundert Metern hielt der Wagen vor einem anderthalbgeschossigen Bungalow, den Amber gemeinsam mit ihrer Mutter bewohnte.

Im Wohnzimmer und auf der Veranda brannte noch Licht.

Amber brachte ein schwaches »Danke« über die Lippen, dann stieg sie aus und schlug die Tür zu. Das kleine Törchen, das den Vorgarten von den Gehwegplatten trennte, knarrte, als Amber sich hindurchzwängte.

Ihre Schritte wurden langsamer.

Sie wollte jetzt nicht ihrer Mutter begegnen.

Am liebsten hätte sie sich in irgendeinem dunklen Winkel verkrochen und so lange dort ausgeharrt, bis der bittere Schmerz nachließ und sie keine Angst mehr haben musste, bei jeder Beileidsbekundung in Tränen auszubrechen. Mit der Hand an der Klinke versuchte Amber sich zu sammeln und öffnete dann die Tür. Im Haus war es vollkommen ruhig. »Mama?«

Keine Antwort.

»Charly?«

Amber schluckte. Als die Stille unheimlich zu werden begann, vernahm sie leise Atemgeräusche. Ihre Mutter lag auf dem Sofa und schlief. Überall waren zerknüllte Taschentücher. Auf dem Couchtisch standen Medikamente. Amber nahm eines der Tablettenröhrchen in die Hand und las das Etikett. Tavor, ein Beruhigungsmittel. Eine zweite Packung

entpuppte sich als Schlaftabletten. Charly würde selbst dann nicht wach werden, wenn Amber sie anschrte.

Es war nicht das erste Mal, dass Amber ihre Mutter so sah, aber heute machte sie es ihr ausnahmsweise nicht zum Vorwurf.

Charly nahm Tabletten, seit ihr Mann sie betrog und verließ und wiederkam und wieder betrog und wieder verschwand. Das Verhalten ihres Vaters hatte Amber misstrauisch und kalt gemacht. Er war schuld an Charlys Depressionen, und jetzt konnte er sich auch noch Frederiks Tod auf die Fahnen schreiben.

Amber schluckte an den bitteren Tränen vorbei, die darauf warteten, geweint zu werden, nahm eine Woldecke vom Sessel und deckte ihre Mutter damit zu. Im Flur begegnete sie Bildern von Frederik und sich als Kind, aus einer Zeit, in der sie noch glücklich gewesen waren. Sie floh vor den Bildern, floh die Treppe hinauf in den oberen Stock. Zwei Zimmer unter der Dachschräge bildeten ihr kleines Reich. Sobald Amber einen Fuß hineinsetzte, war es mit ihrer Stärke vorbei.

Mit brennenden Augen schaltete sie die Stereoanlage ein, wankte auf weichen Knien zu ihrem Bett und ließ sich fallen.

Zuerst war da nur Schmerz und ein schrecklicher, dumpfer Druck in ihrem Hals, der einfach nicht nachließ. Sie bekam kaum Luft, ihr Körper wollte nur noch einatmen mit jämmerlichen, erstickten Lauten. Von all dem Sauerstoff schien nichts in ihren Lungen anzukommen. Alles tat weh.

Amber rollte sich zusammen wie ein kleines, verwundetes Tier und presste die Hände auf den Mund, um nicht laut zu schreien. Sie trauerte stumm und für sich allein, wie sie es immer getan hatte. Früher hatte sie sich manchmal von Frederik in den Arm nehmen lassen, aber er war nicht da und er

würde auch nie wieder kommen. Gegen ihren Willen zogen die letzten Jahre wie ein Film an ihr vorbei.

All der Streit, den es zwischen ihnen gegeben hatte, seitdem Frederik völlig verändert von einer Europareise zurückgekommen war. Sie hatten sich binnen Monaten auseinandergelebt, und so war es die ganzen letzten zwei Jahre geblieben. Frederik verkroch sich in der Welt seiner Fantasy-Spiele, und Amber versuchte sich einzureden, dass ihr Bruder nicht verrückt geworden war, sondern nur einen anderen Lebensstil pflegte. Einen, in dem er sich einbildete, ein Krieger oder so etwas zu sein, und gegen Untote kämpfte. Das erinnerte sie an etwas.

Amber war mit einem Schlag auf den Beinen. Vor nicht einmal drei Wochen hatte ihr Frederik einen Brief zukommen lassen. Hektisch durchwühlte Amber die Postablage auf ihrem Schreibtisch. Dann hielt sie den Umschlag in der Hand. Er war ungeöffnet. Sie wischte sich über die Augen und setzte sich. Auf der Rückseite stand in winziger, ordentlicher Druckschrift: *Du wirst wissen, wann du ihn öffnen musst.*

Amber schluckte.

Sie hatte den Brief für eine seiner Spinnereien gehalten.

Was, wenn es ein Hilferuf gewesen war? Was, wenn sie seinen Selbstmord hätte verhindern können?

Dafür war es jetzt zu spät. Ambers Finger zitterten, während sie den Umschlag aufriss. Sie zitterten noch mehr, als sie das Schriftstück auseinanderfaltete.

Liebe Schwester,

wenn du das liest, haben mich die Vampire aufgespürt und ich bin vermutlich tot oder wie sie. Meine Mission geht damit auf dich über, du musst sie jetzt bekämpfen. In den kommenden Tagen wirst du etwas von mir erhalten. Vertraue darauf. Trage es immer bei dir und höre auf seine Stimme. Es wird zu dir sprechen

und dich auf den Pfad des Kriegers führen, wie es auch mich geleitet hat.

Hab acht, Schwesterlein, und nur Mut!

Frederik

»Ach verflucht, Freddy!«, schrie Amber wütend und knüllte den Brief zusammen. Die verdammten Computerspiele hatten ihrem Bruder den Verstand geraubt. Nicht einmal seinen Abschiedsbrief hatte er vernünftig geschrieben. Amber riss sich zusammen. Sie hob den Brief auf, strich ihn glatt und legte ihn unter ihr Kopfkissen, dann überließ sie sich wieder der Trauer.

KAPITEL 3

Nach einer Woche wurde Frederik Connans Leiche freigegeben.

Curtis' Diener Robert hatte tagsüber Nachforschungen angestellt und mir eine Nachricht auf meiner Mailbox hinterlassen. Woher er die Information hatte, war mir gleich, doch ich wusste, dass die Herren der Vampirclans auf ein breites Netzwerk von Informanten zurückgreifen konnten.

Roberts Worte waren eindeutig. Jemand musste Zugang zu den Polizeiakten bekommen haben. Und darin stand, dass es in Frederiks Wohnung keine Anzeichen für einen Einbruch oder Kampf gegeben hatte. Die Obduktion war ebenso ergebnislos verlaufen. Die Deutung blieb bei Selbstmord.

In den vergangenen Tagen hatte ich versucht, etwas über Frederik herauszufinden. Ich war in seiner Wohnung gewesen und hatte sie erfolglos durchsucht, vom Messer fehlte jede Spur. Es gab weder Verstecke noch irgendwelche Hin-

weise. Doch noch gab es Hoffnung. Curtis hätte fühlen können, wenn die Kraft der mittelalterlichen Waffe wieder zugenommen hätte. Unser Feind Gordon hatte sie nicht bekommen, noch nicht. Mit dem Mord an Frederik hatten sie sich selbst ins Aus manövriert.

Jetzt galt es die Waffe und den Erben zu finden, und was war besser dazu geeignet als Frederiks Beerdigung? Jeder, der ihm nahegestanden hatte, würde da sein, jeder der Gäste konnte mein potentielles Ziel sein.

Die Zeremonie fand am frühen Abend statt. Ich war auf dem Friedhof, sobald die Sonne mir erlaubte, mein Versteck zu verlassen, und beobachtete das Ankommen der Trauergäste.

Immer wieder prüfte ich den Wind, der als heißer Atem über die Grabsteine strich. Von Gordon oder seinen Vampiren roch ich nichts. Als ich sicher sein konnte, dass meine Gegner nicht da waren, ging ich näher zu den Menschen, die sich um das offene Grab versammelt hatten.

Ich fiel nicht weiter auf. Bis auf ein weinrotes Hemd trug ich dem Anlass entsprechend Schwarz. Es gab mehrere junge Leute in meinem Alter, oder genauer gesagt dem Alter, das mein Äußeres vorgaukelte. Ich hätte genauso gut einer von Frederiks Freunden sein können. Verwandte standen in kleinen Grüppchen zusammen und spendeten einander Trost. Ihre Unterhaltungen waren leise, geflüstert. Hin und wieder färbte ein Schluchzen die Luft.

Ich sah zu einer alten Weide. Zwischen den silbrigen Blättern schmetterte ein kleiner Vogel sein Liebeslied, seltsam schrill und genauso fehl am Platz wie das fröhliche Plätschern eines nahen Brunnens.

Als die Zeremonie begann, blieb ich auf Abstand und ließ mich von den monotonen Worten des Priesters berieseln. Von den umliegenden Gräbern stieg der Geruch von vergorenem Blumenwasser auf.

Ich wartete ab, bis der Geistliche seine Litanei heruntergebetet hatte, warf mein Häufchen Erde ins Grab und kondolierte der weinenden Mutter. Dann schlenderte ich davon.

Ich hatte mir jeden Gast genau angesehen, doch niemand schien mir die Energie oder die Willenskraft zu besitzen, um das Messer zu führen, geschweige denn von unserer Existenz zu wissen.

Versunken in Grübeleien übersah ich beinahe die junge Frau, die auf dem Boden saß und ihre Hände ins Gras krampfte. Sie hatte rotes, lockiges Haar. Lichtpunkte fielen durch das Blätterdach und brachten es zum Glänzen. Ihr schlanker Rücken erbebte in stummer Trauer.

Sie hörte meine Schritte und sah auf. Hohe Wangenknochen, Sommersprossen auf Nase und Stirn und eine leichte Bräune, wie sie nur die Natur zauberte. Ich kannte dieses Gesicht, hatte es auf einem Bild in Frederiks Wohnung gesehen. Sie musste seine Schwester sein. Meine Neugier war geweckt.

Ihr meergrüner Blick sagte deutlich, dass sie keine Gesellschaft wollte. Dennoch setzte ich mich neben sie, zerdrückte eine Ameise, die über meine Hose kroch, und schwieg. Ihr Haar roch nach Sonne und Orangen. Wie gerne wollte ich es berühren, doch stattdessen faltete ich meine Hände über den Knien.

»Warst du ein Freund von meinem Bruder?«, fragte sie und wischte hastig eine einzelne Träne von der Wange.

»Ich kannte ihn«, gab ich zurück.

Ihr Blick folgte den Trauergästen, die sich gemeinsam auf den Weg zum Parkplatz machten. Niemand schien auf sie zu warten.

»Frederik war ein Spinner, er mochte mich nicht, nur seine Computer und die blöden Spiele«, sagte sie bitter.

Ich zuckte ratlos mit den Schultern. Was sollte ich auch dazu sagen?

An meinem Daumen klebte ein Ameisenbein. Ich wischte die Finger an der Hose ab und stand auf.

»Komm, gehen wir.« Ich streckte die Hand aus, um ihr aufzuhelfen.

Die junge Frau ergriff sie und hielt sie einen Moment zu lange.

»Deine Finger sind kalt.«

»Das sind sie immer.«

Schweigend folgten wir den anderen. Ich wurde mit jedem Schritt zuversichtlicher. Amber schien mir die Richtige zu sein. Hinter der Trauer verbarg sich eine energische Frau. Kein anderer Mensch, dem ich an diesem Abend begegnet war, schien geeigneter als sie, und sie hatte Frederik am allerbesten gekannt. Ich durfte mir meine Chance nicht entgehen lassen. Selbst wenn sie das Messer nicht hatte, roch sie wahnsinnig gut. Ihr Blut rief nach mir und weckte meinen Hunger. »Mein Name ist Julius.«

»Amber.«

Sie reichte mir wieder die Hand, und der Anflug eines Lächelns streifte ihr Gesicht. »Als ich die Einladungen geschrieben habe, war dein Name nicht dabei.«

»Ich habe die Traueranzeige gelesen«, erwiderte ich schnell.

»Schlechte Antwort, es gab keine.«

Einen Moment war ich sprachlos. Ihre Nähe verwirrte mich. Das war seit Ewigkeiten keiner Frau mehr gelungen, besonders keiner sterblichen.

»Bist du einer von den Typen, die aus Spaß zu Beerdigungen gehen?«, fragte sie ungläubig.

»Nein! Ich kannte Frederik wirklich.«

Sie schwieg, und ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Im Windhauch lag der Duft ihres Parfüms und salziger Trauer.

Ich fühlte ihre Nähe, fühlte ihren warmen Körper direkt neben mir. Wenn ich nicht nach ihnen jagte, kam ich Menschen selten derart nahe. Amber an meiner Seite zu spüren war ein Genuss. Der kurze Spaziergang im ruhigen Rhythmus unserer Schritte brauchte keine hastig gesetzten Worte. Doch wie schnell war das vorbei. Ambers Absätze schlugen leise auf den Asphalt des kleinen Parkplatzes, dann hielt sie inne und sah mit glasigem Blick zu mir auf.

»Wo steht dein Auto?«, fragte sie leise.

»Ich habe keins.«

»Kein Auto in LA?«

»Die Metro ist besser, als man denkt. Außerdem habe ich zwei Füße, auf die ich mich verlassen kann.«

Amber sah auf meine Schuhe. Auf dem blankpolierten Leder klebten Grashalme. Eine Strähne fiel ihr ins Gesicht.

»Ich komme nicht mit zur Trauerfeier, das ist eine Familiensache«, entschied ich schnell. Dort gab es zu viele Menschen, die Fragen stellten, zu viele Augen, die mich beobachten würden.

Hinter uns schlugen Autotüren zu, Motoren wurden gestartet. Ambers Mutter war nicht weit entfernt und sah zu uns herüber. Sie schwankte wie ein dürrer Baum auf weitem Feld, und Amber hatte ihren hilflosen Blick bemerkt.

»Ich muss los«, sagte sie zögernd.

Wenn sie jetzt ging, war meine Chance vertan. Ich musste schnell handeln, fing ihren Blick auf und benutzte ein klein wenig Magie.« Wenn du morgen Abend noch nichts vor hast, könnten wir essen gehen.«

Ihre Zweifel waren wie ausradiert. Sie errötete. »Wo?«

»*Toi on Sunset*, Hollywood. Kennst du das Restaurant?«

Sie nickte nur und wagte nicht noch einmal, mich anzusehen. Es war ihr wohl peinlich, über die Leiche ihres Bruders hinweg ein Date zu arrangieren. Amber schob mit der Fuß-

spitze ein wenig Kies hin und her. Dann wandte sie sich zum Gehen. Ihre Hand streifte, absichtlich oder zufällig, die meine.

»Um acht?«

Sie nickte schnell, legte einen Arm um die bebenden Schultern ihrer Mutter und ging mit ihr zum Wagen.

Nach einigen Minuten, als ich schon ein gutes Stück gelaufen war, fuhren sie langsam an mir vorbei. Ambers Augen folgten mir. Ich sah sie an, bis das Dunkel ihre Konturen verwischte.

KAPITEL 4

Ein engelhaftes Wesen stand reglos am Fuß von Frederik Connans Grab und starrte in die nächtliche Finsternis des Friedhofs.

Der Meistervampir Daniel Gordon fuhr sich geistesabwesend durch sein lockiges, goldenes Haar und beobachtete die Männer beim Schaufeln. Sie gruben Frederiks Leiche aus. Er konnte die frische Lackierung des billigen Holzсарgs bereits riechen.

Der Vampirjäger hatte es zwar geschafft zu sterben, bevor Gordons Männer ihm das Messer abgenommen hatten, aber entkommen konnte er ihm nicht, niemals. Der Meistervampir lächelte bei der Vorstellung, die Waffe bald in seinem Besitz zu haben. Sie war der Schlüssel zu seinem Aufstieg. Bald würde er nicht mehr nur einer von sieben Clanherrn in LA sein und sein Territorium nicht mehr nur aus South Central und anderen dreieckigen Vierteln der Millionenmetropole bestehen.

Eine kleine, schlagkräftige Armee von Vampiren stand bereit.

Sie würde im mächtigen Schatten des Messers losstürmen und dann einen Clan nach dem anderen übernehmen. Erst würden die Clanherren und die anderen Meister fallen, durchbohrt von der Holzklinge, dann, wenn die Clans führerlos waren, würde er, Daniel Gordon, die Regentschaft übernehmen. Mit jedem Coup würde seine Armee wachsen und schließlich sogar groß genug sein, um dem mächtigsten Vampir der Stadt die Stirn zu bieten.

Wenn erst einmal der Fürst von LA vor ihm knien würde, dann, ja dann ...

Wieder musterte Gordon den kleinen, hageren Voodoo-Hexer, der sich an seiner Tasche zu schaffen machte. Sie roch nach Tod und scharfen Kräutern. Der Vampir war nicht sicher, ob seinem seltsamen Komplizen zu trauen war. Aber bei der Höhe seines Lohns sorgte er besser dafür, dass alles glattlief, sonst würde er es mit der unangenehmen Seite des Vampirs zu tun bekommen.

Eine Schaufel stieß auf Holz, und wenig später hatten die Helfer den Sarg an die Oberfläche gewuchtet und lösten die Verschraubungen.

Der Hexer umkreiste den Sarg und begann mit seinen Beschwörungen.

Er bespuckte den lackierten Deckel mit Alkohol und Puder. Plötzlich schien die Magie von überall her zu kommen. Aus dem Boden, der Luft und aus dem Hexer selbst.

Ein Helfer brachte ein wild flatterndes Huhn, der andere stieß den Sargdeckel auf.

Gordon trat einen Schritt näher und beobachtete fasziniert, wie der Hexer mehrfach mit dem Vogel über die Leiche strich und ihm dann die Kehle durchschnitt. Blut spritzte und tränkte die Nacht mit seinem Duft.

Dann winkte der Hexer dem Vampir. »Meister, Meister, an meine Seite.«

Widerstrebend leistete Gordon der Anweisung Folge. Er hatte seit über zweihundert Jahren keinen Befehlen mehr gehorchen müssen, doch Gordon wusste, was jetzt nötig war. Das Ritual brauchte Blut, und kein anderes war so mächtig wie jenes, das in seinen eigenen Adern floss.

Er schob seinen Ärmel hoch und streckte dem Hexer unwillig das Handgelenk hin.

Der Voodoo-Zauberer ritzte ihn mit einem kleinen Messer, fing das Blut in einer goldenen Schale auf und ließ es dem Leichnam in den Mund laufen.

Dann verschwand die elektrisierende Magie, und das Ritual war beendet.

Der Tote schien unverändert.

Gordon versuchte seine Enttäuschung zu verbergen. »Und jetzt?«, fragte er und drückte den Schnitt in seiner Haut zusammen.

»Jetzt gehört Frederik Connan dir, Meister. Er wird in einigen Minuten erwachen.«

Der Vampir konnte es noch immer nicht ganz glauben. »Und dann ist er ein Zombie und tut alles, was ich sage?«

Das Gesicht des Hexers verzog sich missbilligend. »Er ist untot, kein Zombie. Er denkt und fühlt, aber sein Körper wird vergehen. Sobald er seine Aufgabe erfüllt hat, wird der Zerfall immer schneller voranschreiten. Ich kann den Prozess einige Wochen verzögern, aber nicht aufhalten.«

Der Voodoo-Priester gab ihm ein Amulett. »Hänge ihm das hier um, sobald er sich aufsetzt. Meine Aufgabe ist erfüllt.«

Gordon sah ihn ungläubig an. »Und wer beseitigt das alles hier?«

Die Helfer des Priesters schlugen bereits den Weg zum

Parkplatz ein, der Hexer selbst lächelte böseartig. »Du besitzt doch jetzt einen Untoten, Meister.«

In diesem Augenblick schlug Frederik Connan die Augen auf, sah den Vampir und schrie.

KAPITEL 5

»Keine Mutter sollte ihr Kind begraben müssen, das ist einfach nicht richtig!« Charly Connans Klage hallte von der stuckverzierten Decke des hohen Art-Deco-Zimmers wider.

Der Raum gehörte zum Büro eines Notars, zu dem Amber und ihre Mutter gerufen worden waren. Anscheinend hatte Frederik ein Testament hinterlassen.

Der Mann ließ sie warten.

Amber blickte unauffällig auf ihr Handy. Es war schon fast Viertel vor sieben. Mit einem mulmigen Gefühl dachte sie an ihre Verabredung mit dem Fremden vom Friedhof.

Seit Frederiks Tod war die bleierne Taubheit, die die Gedanken lähmte und den Körper schmerzen ließ, geblieben. Es war gut, sich hinter dieser schwammigen Wand verstecken zu können.

Amber hatte sich schon immer mit diesem Trick geschützt; früher, wenn sie in der Schule gehänselt worden war, und später auch auf der Arbeit, wenn sie Probleme hatte. Sie kapselte sich ab und lenkte ihre Gedanken auf etwas anderes.

Die Verabredung mit diesem Julius war ihr neuer Strohhalm, an den sie sich klammerte. Sie musste sich eingestehen, dass es diesem offensichtlich netten und zudem sehr attraktiven Mann gelungen war, eine Saite in ihr zum Klingen zu bringen. Sie erinnerte sich an den nahezu magischen

Moment, als er ihr auf dem Parkplatz in die Augen geschaut hatte. Sein Blick hatte etwas tief in ihr angesprochen. Eine geheime Sehnsucht. Vielleicht war dieser Julius doch mehr als eine Ablenkung. Vielleicht. Ausreichend groß und schlank, mit halblangem braunen Haar und hellen Augen entsprach er zugegebenermaßen fast schon ihren Vorstellungen von »perfekt«.

Aber wenn der Anwalt sie noch lange warten lassen würde, konnte sie ihre Verabredung vergessen.

Als Amber erkannte, was sie da gerade gedacht hatte, presste sie mit aller Kraft ihren Rücken gegen die harte Lehne. Der Schmerz tat gut. Sie war wütend und sie schämte sich. Ihr Bruder lag erst einen Tag unter der Erde, und sie dachte an nichts anderes als eine Verabredung. Der Stuhl schnitt in ihren Rücken, und das half, sich wieder auf das Wesentliche zu konzentrieren. Es ging um den letzten Willen ihres Bruders, und es würde so lange dauern, wie es dauerte.

Frederik hatte ihnen etwas mitzuteilen, was ihm wichtig gewesen war, und sie wollte es, verdammt noch mal, wissen!

Amber saß weiterhin steif und gerade, während ihre Mutter Charly zusammengesunken neben ihr hockte und sich Tränen von den Wangen wischte.

Amber wünschte sich weit weg von ihr. Immer wenn sie ihre Mutter weinen sah, fürchtete sie, dass auch ihre eigene Mauer brechen würde. Wenn dieser Damm riss, würde es kein Halten mehr geben, das wusste sie.

Charly hob den Kopf und sah sie aus geröteten Augen an.

»Wie kannst du nur so kalt sein?«, fragte sie und tupfte sich die tränenfeuchten Augen. »Trauerst du denn gar nicht um deinen Bruder?«

Das war genug. Amber sprang auf und ging einige hektische Schritte.

Sie rang nach Worten. Schließlich blieb sie vor einem Sideboard mit einigen Bilderrahmen stehen. Es waren Fotos einer glücklichen Familie, Momentaufnahmen aus einem fremden Leben, das ganz offensichtlich ungleich besser verlief als ihr eigenes.

»Amber, ich habe dich etwas gefragt.«

»Natürlich trauere ich, Mutter. Aber nicht jeder kann sich die Augen ausheulen wie du.« Amber bereute ihre Worte sofort. Im nächsten Augenblick kamen auch ihr die Tränen. »Oh Gott, wann kommt dieser Mensch endlich!« Plötzlich war Amber wütend auf diesen blonden Mittvierziger, der sie von den Fotos angrinste.

Die Wut half die Tränen zurückzudrängen. Amber stopfte die Trauer an eine Stelle in ihrem Herz, wo es nicht ganz so weh tat, und dachte krampfhaft an ihre Verabredung. Ablenken, nur ablenken, beschwor sie sich.

In einem der Rahmen konnte sie beobachten, wie ihr Spiegelbild zu einer Maske erstarrte. Amber wusste, dass sie auf andere Menschen oft kalt wirkte, aber das war ihr lieber, als sich so gehen zu lassen, wie es ihre Mutter Charly tat. Irgendwie würde sie die kommende Zeit schon durchstehen, irgendwie.

KAPITEL 6

Ich erwachte, noch ehe die Sonne im Meer versank.

Die Luft in meinem kleinen Reich war kühl und ein wenig feucht vom nahen See. Ich hatte mir die Gruft vor allem deshalb ausgesucht.

Der Tod saß noch in meinen Beinen, und ich wartete ungeduldig, bis die Taubheit auch dort nachließ und das Leben mich für die kurze Dauer einer Nacht wiederhatte. Diese Minuten waren die schlimmsten, die kurze Spanne, in der ich weder das eine noch das andere war. Sobald ich meine Mobilität gänzlich zurückerlangt hatte, stieg ich aus dem Sarg, strich Zudecke und Kopfkissen glatt und schob den Deckel zu. Vom Tischchen daneben lächelte mich ein blankpolierter Schädel an. Er hatte der vormaligen Bewohnerin dieses hübschen Plätzchens gehört, einem Filmstarlet aus den Zwanzigern, das sich totgesoffen hatte.

Im Kerzenlicht wusch ich mich, zog mich um und über-tünchte den schwachen Erdgeruch meiner Haut mit etwas Parfüm.

Bald war es so weit und ich würde Amber wiedersehen.

Der Gedanke ließ mich eilen. Schnelle Schritte trugen mich die Treppe hinauf. Oben blieb ich vor der verschlossenen Tür stehen. Erst nachdem ich mit all meinen Sinnen nach unliebsamen Beobachtern geforscht hatte, verließ ich mein Refugium.

Es war die magische Stunde, und der Friedhof gehörte mir ganz allein. Noch stand ein Rest Licht am Himmel und wärmte meine Haut fast unangenehm.

Lange Palmenschatten tanzten über das kurzgeschorene Gras, Kolibris schwirrten wie dicke Hummeln über den Rosenbüschen. Bei den Blumenrabatten pflückte ich für Amber rote und weiße Rosen, dann ging ich zum Tor.

Mein Friedhof, der den feinen Namen Hollywood Forever Cemetery trug, lag als grüne Oase zwischen heruntergekommenen Wohnhäusern und kleinen Autowerkstätten und grenzte mit dem Haupteingang an den vielbefahrenen Santa Monica Boulevard.

Ich trat durch das kleine Seitentor und schloss wieder ab.

Die Nebenstraße lag wie ausgestorben, nur in einer Werkstatt wurde noch im Lampenschein gearbeitet.

Meine Uhr zeigte eine knappe halbe Stunde bis acht, ich musste mich beeilen. Schnell zu laufen, ohne aufzufallen, erforderte meine ganze Konzentration. Im Zickzack schlängelte ich mich durch Nebenstraßen.

Bald stürzte der Lärm der La Brea Avenue auf mich ein. Dann erreichte ich den Sunset und überquerte an einer Ampel die Straße.

Weißes Neonlicht brachte die Buchstaben über dem *Toi on Sunset* zum Strahlen. Der Eingang klaffte wie eine finstere Höhle in der Häuserwand.

Ich war schnell gewesen und hatte noch fünf Minuten Zeit.

Vor der Tür des Ladens wartete ein Metalfreak mit bodenlanger schwarzer Schürze und einem Bart, der so lang war, dass er sich hin und wieder im nietenbesetzten Gürtel verfang.

Es war einer der Kellner. Er rauchte. Auf den ersten Blick würde hier kaum jemand das beste Thaifood der Stadt erwarten. Laute Rockmusik dröhnte aus dem Restaurant, und es duftete nach Kokosmilch und exotischen Gewürzen.

Amber verspätete sich. Als sie schließlich aus dem Taxi stieg, wirkte sie überrascht, dass ich überhaupt noch da war. Ich konnte nicht anders als zu lächeln, so sehr freute ich mich, sie zu sehen. Sie trug Schwarz. Eine enge Jeans, ein Shirt mit kleinen aufgedruckten Ornamenten und eine kurze Jacke mit glänzenden Knöpfen. Ihr lockiges Haar fiel frei über die Schultern, und ich nahm mir fest vor, noch heute Abend herauszufinden, ob es sich so weich anfühlte, wie es aussah.

»Schön, dass du da bist«, sagte ich erleichtert.

»Entschuldige die Verspätung.« Sie sah fertiger aus als bei

der Beerdigung. Die notdürftig ausgebesserte Schminke verriet, dass sie geweint hatte.

Ich übergang ihre Traurigkeit und reichte ihr die Rosen. Die Geste zauberte ein Lächeln in ihr Gesicht, das auch die Augen erreichte.

Als der Kellner kam, drückte ich kurz ihre Hand, dann folgten wir ihm hinein.

Ich blinzelte beim Blick in eine helle Lampe über der Tür. Das Restaurant selbst lag in gemütlichem Halbdunkel.

Wir bekamen einen Tisch für zwei auf einem kleinen Podest direkt vor der Fensterscheibe. An der Decke über uns quietschte ein aus Eisenteilen geschweißter Drache.

Während sich Amber hinter der Speisekarte versteckte, ließ ich meinen Blick über die Wände streifen. Poster vergangener Rockglückseligkeit, zerschmetterte Gitarren, zerfetzte Trommelstöcke. In jedem Winkel des Raumes kleine Fernseher, die uns mit Musikvideos bestrahlten.

Amber tauchte wieder hinter ihrer Karte auf.

»Ich weiß nicht, was ich nehmen soll.« Ratlos legte sie das laminierte Blatt auf den Tisch.

Ich drehte es um und tippte mit dem Finger auf ein Gericht. »Das da, den scharfen Fisch, dazu braunen Reis, der ist eine Spezialität des Hauses.«

»Hört sich gut an. Nimmst du das Gleiche?«

Ich schluckte, jetzt kam der unangenehme Teil. »Ich habe schon gegessen«, erwiderte ich mit Unschuldsmiene.

Sie sah mich empört an. »Aber was machen wir dann hier? Hast du denn gar keinen Hunger?«

»Nein, aber ich sehe dir gerne zu«, antwortete ich grinsend.

Die Wahrheit war, ich hatte Hunger, sogar großen. Die Haut meiner Begleiterin duftete wunderbar. All die Menschen um mich herum tränkten die Luft mit Lebensenergie.

Der Gedanke an ein Blutbad war verführerisch, doch ich war zivilisiert, ich konnte warten.

Amber winkte den Kellner herbei, während ich aus dem Fenster starrte. Meine Zunge tastete nach den scharfen Zähnen. Ich schnitt mich und genoss für einen kleinen Moment den köstlichen Geschmack von Kupfer. Die Wunde schloss sich sofort, und ich lächelte Amber an wie eine Katze, die eine ahnungslose Maus betrachtete.

Wir bestellten. Der Kellner ging, und ich versuchte, die Stille zu füllen. »Wie geht es dir?«

»Ach, ich ...«, stotterte sie.

Sofort füllten sich Ambers Augen mit Tränen. Sie brauchte eine Weile, um ihre Trauer herunterzukämpfen.

Ich wartete geduldig, übte mich in einem mitfühlenden Gesichtsausdruck und reichte ihr meine Stoffserviette als Taschentuch.

»Gerade waren wir bei einem Anwalt. Ich hätte nie gedacht, dass Frederik überhaupt weiß, was ein Anwalt ist.« Ihre Stimme klang rau. »Es ging um sein Erbe, so etwas Idiotisches. Mutter bekommt alles, was sie an Erinnerungsstücken aus der Wohnung behalten will, der Rest geht an seine Kumpels.«

Der Kellner kam und goss uns Wasser mit Eisstückchen in riesige Gläser, dann schlurfte er im Rhythmus der Musik davon. Amber starrte ihm hinterher.

»Und was hat dein Bruder für dich bestimmt?«

Als Amber schließlich antwortete, sah sie mich nicht an.

»Einen bescheuerten Brieföffner aus Holz.« Sie zerknüllte ihre Serviette und strich sie wieder glatt. »Was soll ich denn damit? Ich bekomme E-Mails, keine Briefe!«

Ich war alarmiert. »Hast du ihn dabei?«, fragte ich und versuchte, dabei so unaufgeregt wie möglich zu klingen.

Amber nickte mit zusammengepressten Lippen und hob

ihre Handtasche auf den Schoß. Einige Tränen bahnten sich den Weg durch ihre Wimpern und tropften auf das Leder.

»Hier, ich will ihn nicht.«

Sie reichte mir einen in ein Mickey-Mouse-Handtuch eingewickelten Gegenstand.

Ich rollte es auseinander, und dann lag es vor mir. Das Messer. Tod so vieler Vampire.

»Das ist kein Brieföffner.«

Meine Finger strichen vorsichtig über das feuerverhärtete Holz und die alte lateinische Inschrift. Die bloße Berührung versetzte mein Fleisch in heilige Furcht.

Etwas in mir wollte davonrennen, so schnell und so weit wie nur irgend möglich.

Die Magie in dem Messer schlief nur. Wie eine lauernde Bestie wartete es auf den richtigen Augenblick, den richtigen Träger. Es wunderte mich, dass ich es überhaupt berühren konnte. Aber herrenlos, wie die Waffe war, hatte sie viel von ihrer Kraft eingebüßt.

Ich konnte kaum noch einen klaren Gedanken fassen. Sogar Ambers Gegenwart rückte in den Hintergrund. Das Messer war das Einzige, was zählte. In meinem Kopf tobten Warnungen, grauenhafte Berichte von Vampiren, die eine Begegnung überlebt hatten. Das Messer war das Schlimmste, was sich unsere Art vorstellen konnte. Hätte man mir die Wahl gelassen, hätte ich es vorgezogen, in der Sonne zu verbrennen. Ich ballte die Hände zu Fäusten, um Amber nicht sehen zu lassen, dass sie plötzlich zitterten.

»Julius, was ist es dann?«

»Ein Messer!«

»Aus Holz? Und ist es antik, irgendwie wertvoll oder so?«

»Nein«, wiegelte ich ab, »nichts dergleichen.«

Der Kellner brachte den frittierten Catfish sowie eine Schale mit haselnussbraunem Reis und riss Amber und

mich aus der merkwürdigen Anspannung, die uns befallen hatte.

Meine Begleiterin wandte sich dem Essen zu. Sie benutzte die Holzstäbchen geschickt, um sich Reis und Fisch auf den Teller zu häufen, und schon nach den ersten Bissen bekam ihr Gesicht eine angenehme Röte.

Ich hätte Amber gerne meine ganze Aufmerksamkeit gewidmet, doch das Messer lag noch immer vor mir auf dem Tisch. Seine Nähe wurde mir mit jeder Minute unangenehmer. Wie konnte so ein kleiner Gegenstand nur so viel Macht besitzen? Das Messer schürte meine Angst, und noch schlimmer, es schien darauf zu reagieren. Je mehr ich mich fürchtete, desto schmerzhafter wurde seine Nähe. Mein Herz begann zu brennen, als sei Säure am Werk. Bald würde es zu spät sein und ich nur noch einen Gedanken kennen: Flucht!

Aber ich wollte hier sein, hier bei Amber, und ich wollte meinem Meister die Waffe bringen und ihn stolz auf mich machen. Mit letzter Kraft zwang ich mich zu handeln. Meine Hände wollten nicht, doch schließlich griff ich nach dem Messer und wickelte es wieder in das Handtuch. Dann schob ich es zu Amber hinüber. Der Schmerz ließ augenblicklich nach. Ich atmete auf.

Wenn Frederik seine Schwester zur Erbin bestimmt hatte, dann war sie mein Ziel. Der Gedanke an eine Dienerin erschien mir plötzlich gar nicht mehr so abwegig. Ambers Gesellschaft war mir angenehm, mehr als das. Ich genoss jede Sekunde mit ihr, und der Abend versprach noch besser zu werden. Ich würde von ihr trinken.

Bei dem Gedanken an ihr Blut krampfte sich mein Magen zusammen. Die kleine wilde Bestie war erwacht und biss wütend um sich, weil ich ihrem Willen nicht sofort nachkommen wollte. In einer selbstzerstörerischen Regung

trank ich einen großen Schluck Wasser, der sich wie ein lähmendes Elixier in meinem Magen ausbreitete.

Wir verbrachten die restliche Zeit mit harmlosen Plaudereien über die anderen Gäste und den selbst für Los Angeles ungewöhnlich heißen Sommer. Schließlich war es Zeit zu gehen, und ich ließ die Rechnung bringen. Mit ihr kamen zwei Glückskekse, die wir uns gegenseitig vorlasen.

Ihr sonniges Gemüt lässt Sie schnell Freundschaft schließen, stand auf meinem.

Amber verzog ihren Mund zu einem schiefen Grinsen. »Sonniges Gemüt?«, scherzte sie und brach ihren Keks auf. *Ihre Zukunft beginnt jetzt.*

Das klang wie mein Startsignal. Ich sah sie an. Tauchte tief in ihre meergrünen Augen und ließ sie einen kleinen Teil von meiner Macht schauen. Energie strömte aus meiner Haut. Sie erschauerte und drehte verwirrt den Kopf zur Seite. »Was war das?«

Ich hätte alles sagen können in diesem Moment, ohne dass sie hätte fliehen können. Amber war mein. Sie stand unter meiner Kontrolle. Magie streichelte ihre Haut und hielt ihre Seele vorsichtig wie einen Schmetterling. Ich würde ihr nicht weh tun.

»Gehen wir?«, fragte ich und stand bereits.

Sie konnte den Blick nicht von meinen Augen wenden, ergriff meine dargebotene Hand, und ich führte sie vorbei an den vollbesetzten Tischen, an denen ahnungslose Menschen Nichtigkeiten austauschten.